

Rezensionen

PRINTMEDIEN

HEYDECK, KURT: Die lateinischen Handschriften aus dem Augustiner-Chorherrenstift Eberhardsklausen in der Stadtbibliothek Trier / neu beschrieben von Kurt Heydeck und Giuliano Staccioli. – Wiesbaden: Harrassowitz. – 25 cm
(Beschreibendes Verzeichnis der Handschriften der Stadtbibliothek zu Trier; N. S., Bd. 2)

Teil 1. – (2007). – XLI, 272 S.: Ill.

ISBN 978-3-447-05372-3 Gewebe: EUR 58.00 (DE), EUR 59.70 (AT), sfr 99.00

ISBN 3-447-05372-0 Gewebe: EUR 58.00 (DE), EUR 59.70 (AT), sfr 99.00

Die Stadtbibliothek Trier besitzt heute an die 2.600 Handschriften, darunter etwas weniger als 1.300 mittelalterliche. Sie wurden größtenteils bereits in den Jahren 1888 bis 1931 durch ein beschreibendes Verzeichnis in zehn Heften erschlossen, das jedoch heutigen Anforderungen der Handschriftenkatalogisierung nicht mehr genügt. So wurde mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine Neukatalogisierung des Bestandes in Angriff genommen, deren erster, 1996 erschienener Katalogband die deutschen und niederländischen Handschriften umfasst (vgl. ZfBB 44, 1997, S. 547). Während das alte beschreibende Verzeichnis noch eine Ordnung nach sachlichen Gruppen besaß, so werden die neuen Kataloge der lateinischen Handschriften nach Provenienzen gegliedert sein. Begonnen wurde dabei mit den insgesamt 184 lateinischen Handschriften des Augustinerchorherrenstifts Eberhardsklausen (heute Klausen, zwischen Trier und Bernkastel-Kues nahe der Mosel gelegen), die durch zwei Katalogbände erschlossen werden sollen, deren erster mit Beschreibungen von 69 Handschriften nunmehr vorliegt. Die 16 deutschen Handschriften dieses Teilbestands waren bereits im Katalog von 1996 beschrieben worden.

Das Stift Eberhardsklausen wurde im Jahre 1456 gegründet und 1461 in die Windesheimer Kongregation eingegliedert. Schnell entstand eine größere Bibliothek, die nach der 1802 im Zuge der Säkularisation erfolgten Klosteraufhebung in die damalige Trierer Zentral- und heutige Stadtbibliothek gelangte. Hier werden heute neben den Handschriften auch 166 Inkunabeln aus Eberhardsklausen aufbewahrt. Die beschriebenen Handschriften stammen, abgesehen von einigen wenigen älteren Fragmenten, aus dem 12. bis 16. Jahrhundert, wobei der Schwerpunkt

auf der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts liegt. Es gab im Eberhardsklausener Skriptorium auch eine eigene große Handschriftenproduktion. Dies spiegelt sich darin, dass mindestens 33 der 69 Handschriften dort zwischen 1460 und 1526 geschrieben worden sind, während dies bei fünf weiteren nicht sicher zu belegen ist. Insgesamt 13 Eberhardsklausener Schreiber werden namentlich genannt, unter denen Johannes von Büren mit zehn Handschriften bzw. Handschriftenteilen eigens erwähnt sei. Ferner sind 47 Handschriften in der Buchbinde- und Werkstatt des Stifts gebunden worden. Inhaltlich entspricht der Bestand dem Literaturkanon der Windesheimer Kongregation und der Devotio moderna: Bibelkommentare, Kirchenvätertexte, darunter besonders Augustinus, assetische Traktate, Predigten, Predigtmaterialien.

Der Katalog wird erschlossen durch die üblichen Register zu Personen, Orten und Sachen bzw. Initien, einen Index der Hymnen und Verse sowie eine Konkordanz der alten Signaturen.

Bernhard Tönnies

HILG, HARDO: Lateinische mittelalterliche Handschriften in Quarto der Universitätsbibliothek Augsburg: Cod. I.2.4° und Cod. II.1.4° / bearb. von Hardo Hilg. – Wiesbaden: Harrassowitz, 2007. – 623, [31] S.: Ill.; 25 cm

(Die Handschriften der Universitätsbibliothek Augsburg: Reihe 1, Die lateinischen Handschriften; Bd. 3)

ISBN 978-3-447-05420-1 Gewebe: EUR 98.00, ca. sfr 166.00

ISBN 3-447-05420-4 Gewebe: EUR 98.00, ca. sfr 166.00

ISBN 978-3-447-05420-4 Gewebe: EUR 98.00, ca. sfr 166.00

Nach dem Erwerb durch den Freistaat Bayern im Jahre 1980 befindet sich die ehemals Fürstlich-Oettingen-Wallersteinsche Bibliothek heute in der Universitätsbibliothek Augsburg. Sie enthält u. a. 1.494 Handschriften, von denen etwa 600 dem Mittelalter zuzurechnen sind. Nachdem schon 1988 der Katalog der deutschen mittelalterlichen Handschriften dieses Bestandes erschienen war und in den 90er Jahren zwei Katalogbände zu den lateinischen mittelalterlichen Handschriften im Folio-Format folgten (vgl. ZfBB 44, 1997, S. 545–546; 48, 2001, S. 360), ist nun der vierte (und vorletzte) Band zu den lateinischen mittelalterlichen Handschriften im Quart-Format hinzugekommen, der insgesamt 115 Handschriftenbeschreibungen vereinigt. Die meisten Handschriften stammen entweder aus säkularisierten Klöstern wie den Benediktinerklöstern St. Mang

DIE REZENSENTEN

Dr. Jürgen Babendreier, Wilhelm-Haas-Straße 7, 28759 Bremen, dfejba@t-online.de

Jutta Bertram, Fachhochschulstudiengänge Burgenland, Campus 1, A-7000 Eisenstadt, jutta.bertram@fh-burgenland.at

Prof. Dr. Klaus Lepsky, Fachhochschule Köln, Institut für Informationswissenschaft, Claudiusstraße 1, 50678 Köln, klaus.lepsy@fh-koeln.de / klaus@lepsy.de

Markus Malo, M. A., Universitätsbibliothek Stuttgart, Holzgartenstr. 16, 70174 Stuttgart, markus.malo@ub.uni-stuttgart.de

Helma Schaefer, Hermelinplatz 21, 04329 Leipzig, helma.schaefer@t-online.de

Dr. Bernhard Tönnies, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Bockenheimer Landstraße 134–138, 60325 Frankfurt, b.toennies@ub.uni-frankfurt.de

Günther Wiegand, Lindenkamp 6, 24107 Flehmude, guenther.wiegand@googlemail.com

in Füssen, Donauwörth, Mönchsdeggingen und Tegernsee sowie dem Birgittenkloster Maihingen, oder ihr Erwerb ist der Sammelleidenschaft der Fürsten Kraft Ernst (1766–1802) und Ludwig von Oettingen-Wallerstein (1791–1870) zu verdanken.

Unter den Quart-Handschriften befinden sich die wertvollsten Stücke der Sammlung. Ganz besondere Hervorhebung verdient ein Evangeliar, das zu Beginn des 8. Jahrhunderts im erst kurz zuvor gegründeten Kloster Echternach entstanden ist, eine der wenigen im insularen Stil auf dem Festland geschriebenen und illuminierten Handschriften (Cod. I. 2. 4^o 2). Kaum sichtbar finden sich zwischen den Zeilen, mit spitzem Griffel eingeritzt, altenglische und althochdeutsche Glossen, mit die ältesten Textzeugnisse in deutscher Sprache. Herausragend ist außerdem die Bilderbibel des Königs Sancho von Navarra (1153 – 1234), um 1200 in Pamplona in Auftrag gegeben und mit fast 1.000 Miniaturen einer der wohl umfangreichsten Bilderzyklen des abendländischen Mittelalters (Cod. I. 2. 4^o 15). Genannt seien ferner zwei prachtvoll illustrierte Psalterien aus der Diözese Augsburg (Cod. I. 2. 4^o 19) und aus dem fränkischen Raum (Cod. I. 2. 4^o 24), beide im 13. Jahrhundert entstanden.

Die üblichen Register zu Personen, Orten und Sachen bzw. Initien sowie Verzeichnisse der Hymnen und Sequenzen bzw. Verse erschließen den Katalog umfassend. Eine dem hochrangigen Bestand angemessene, großzügige Ausstattung mit 38 Abbildungen, davon 16 in Farbe, sei abschließend lobend erwähnt.

Bernhard Tönnies

KUNST DES BUCHEINBANDES: historische und moderne Einbände der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek; [Ausstellung Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek, historisches Bibliotheksgebäude, Renaissancesaal, 3. September 2008 bis 2. August 2009] / [Klassik-Stiftung Weimar]. Bearb. von Matthias Hageböck ... [Red.: Claudia Kleinbub]. – Berlin: Meissner, 2008. – 136 S. : zahlr. Ill. ; 24 cm, 450 gr. Literaturverz. S. 129–132 ISBN 978-3-87527-115-7 kart. : EUR 19,90

Einbandkataloge sind heute aus verschiedenen Gründen eine Seltenheit. Dem entspricht die geringe Aufmerksamkeit, die dem Einband heute als Teil des tra-

ditionellen Buches sowohl in der Buchherstellung wie auch dem einbandhistorischen Hintergrund geschenkt wird. Umso verdienstvoller sind die Bemühungen des Arbeitskreises für die Erfassung, Erschließung und Erhaltung Historischer Bucheinbände (AEB) zu bewerten, auf jährlichen Tagungen an unterschiedlichen Orten auf die spezielle Thematik der Einbandforschung hinzuweisen und die gastgebende Bibliothek durch eine Ausstellung und einen dazugehörigen Katalog zu einer Auseinandersetzung mit ihrem Einbandbestand zu veranlassen. Schon aus diesem Grund sind die Tagungen des AEB in Leipzig (2001), Würzburg (2004), Köln (2005), München (2006) in der Erinnerung gebliebene Veranstaltungen, die Beiträge zur Einbandforschung geliefert haben.

Im Jahr 2008 fand die 13. Tagung des AEB an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar statt. Nachdem die Weimarer Bibliothek lange Zeit nach der katastrophalen Brandnacht am 2. September 2004 im Brennpunkt des Interesses gestanden hatte, hat sich nun der Schwerpunkt wieder auf die bibliothekarische Arbeit im Neubau und dem wiedererstandenen historischen Gebäude verlagert. Gleichzeitig haben die erforderlichen Arbeiten der Beseitigung der Brandfolgen, der Restaurierung und Konservierung zu einer intensiven Beschäftigung mit dem historischen Bestand geführt. Die zur AEB-Tagung gezeigte Ausstellung *Kunst des Bucheinbandes* ist ein erfreuliches und begrüßenswertes Ergebnis der Aufmerksamkeit, die man in Weimar in den letzten Jahren dem Einband geschenkt hat.

Die besondere Schwierigkeit einer Ausstellung mit historischen und modernen Einbänden besteht darin, die Erwartungen an die Einmaligkeit bestimmter Buchschätze, die u. a. in der Einbandgestaltung zum Ausdruck kommt, mit dem Hinweis auf den historischen Hintergrund und die buchgewerblichen Voraussetzungen sowie der Bestandsgeschichte der Bibliothek zu verbinden. Auch die Weimarer Restauratoren und Bibliothekare, an ihrer Spitze der Verantwortliche für Bestandserhaltung Matthias Hageböck sahen sich vor diese Herausforderung gestellt. Der die Ausstellung begleitende Katalog mit 136 Seiten und farbigen Abbildungen der 50 ausgestellten Einbände spiegelt den hohen An-

spruch des Weimarer Teams wider, aber auch die Problematik gegenüber einer befriedigenden Lösung. Das Bemühen, eine umfassende Einbandgeschichte zu bringen und dieser wiederum didaktisch einzelne Seiten der Einbandherstellung zuzuordnen, hat das Vorhaben erschwert und belastet. Es hätte ausgereicht, den Schwerpunkt auf die Bestandsgeschichte der Weimarer Bibliothek und ihre Erwerbungspolitik zu legen und als Zeugen dafür die Einbände sprechen zu lassen. Dazu hätte es weder auf dem Katalog noch dem Plakat eines Allerwelts-Dentelle-Musters bedurft, sondern eines für Weimar charakteristischen Einbandes.

Die Ausstellung und der Katalog bieten in fünf Abteilungen von der Gotik bis zur Moderne genügend Beispiele für diesen speziellen Weimarbezug. Erweitert auf Thüringer Einflüsse rufen die gotischen Blindstempelinbände aus Erfurter Werkstätten im 15. und 16. Jahrhundert von jeher ganz besonderes Interesse hervor. Ebenso gehören zum Weimarer Bibliotheksbestand dank der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen des Herzoghauses zu anderen Regierungshäusern einmalige sächsische Einbände von Ebeleben, Krause und Meuser und die gestalterisch brillierenden Einbände des Barock und Rokoko aus Italien und Frankreich. Wünschenswert wäre gewesen, wenn die klassische Zeit am Weimarer Hof auch unter dem Gesichtspunkt der speziellen Beziehungen zum ortsansässigen Buchgewerbe, speziell den Buchbindern, etwas intensiver unter die Lupe genommen worden wäre. Vielleicht wüssten wir dann heute etwas mehr darüber, wem der Bibliotheksdirektor Goethe spezielle Einbandaufträge für die Bibliothek erteilt hat. Die Wirkung eines Buchkataloges, und insbesondere Einbandkataloges, sollte auch daran gemessen werden, was er an Neuem, Unbekanntem zu Tage fördert und weitergibt. Auch gegenüber der Moderne im 20. Jahrhundert werden diese Erwartungen nicht eingelöst. Gerade hier wäre es erforderlich gewesen, bereits erstarrte Bewertungsmuster gegenüber dem Buchschaffen von de Veldes, Otto Dorfners und seiner Schule sowie dem Bauhaus aufzubrechen und zum Beispiel durch die Einbände aus der Sammlung von Dr. Georg Haar neue Gesichtspunkte für Weimarer Einbände, zu denen auch das Schaffen der Buchbinder nach



1945 gehört, einzubringen. Der etwas zu hoch gestellte Anspruch, alles und vor allem die Einbandgeschichte insgesamt darstellen zu wollen, hat zu einigen Ungenauigkeiten in der Terminologie, Periodisierung und im Glossar geführt. Für den Arbeitskreis zur Erfassung, Erschließung und Erhaltung Historischer Einbände sollten das Hinweisen darauf sein, wo noch grundlegende Arbeit zu leisten ist.

Die interessante und vielseitige Ausstellung und der begleitende Katalog *Kunst des Bucheinbandes* unterstreichen die zur 13. Tagung des AEB getroffene Feststellung, dass gerade in Weimar und ihrer Herzogin Anna Amalia Bibliothek die Beschäftigung mit Einbänden Teil der lebendigen Wirkung des Buches sein kann.

Helma Schaefer

**NS-RAUBGUT, REICHSTAUSCHSTELLE UND PREUSSISCHE STAATSBIBLIOTHEK: Vorträge des Berliner Symposiums am 3. und 4. Mai 2007 / hrsg. von Hans Erich Bödeker und Gerd-Josef Bötte. – München: Saur, 2008. – VIII, 175 S.: Ill.; 24 cm
ISBN 978-3-598-11777-0 Pp.: EUR 38,00, sfr 61,00**

So ein Titel hat gerade noch gefehlt! mag ausrufen, wer, eingebunden in ökonomische Rationalitäten, für obsolet gewordene Formen kultureller Subsistenzwirtschaft (Tausch) oder gar krimineller Arierisierung (Raubmord) keine Zeit hat, zumal zumindest eine der titelgebenden Institutionen, die Reichstauschstelle, *längst Geschichte* ist.

So ein Titel war überfällig! rufen jene, die überzeugt sind, dass jede Reflexion über berufliche Identität und bibliothekarische Zukunft ohne Bezugspunkt in der Vergangenheit ins Leere läuft und die deshalb mit *Claims* wie »Niemand ist frei von der Geschichte« (Helmut Dubiel) oder noch griffiger: »Zukunft braucht Herkunft« (Odo Marquard) die Betreiber der Schatzhäuser kulturellen Erbes (vulgo: Bibliotheken) zur Übernahme historischer Verantwortung drängen. Und dies nicht nur aus theoretisch dem Berufsbild geschuldeten Erwägungen, sondern weil sie bei eigenen lokalgeschichtlichen Forschungen zur Bestandsgenese in der NS-Zeit, sei es in Freiburg, in Heidelberg, in Bremen oder Marburg, stets sehr konkret und direkt auf Berliner Akteure sto-

ßen, die wie Adolf Jürgens (1890–1945) von der Reichstauschstelle (RTS) oder wie Heinrich Feldkamp (1887–1939) von der Preussischen Staatsbibliothek (PSB) per Dublettentausch in den Vertrieb von bei so genannten »Reichsfeinden« beschlagnahmter Literatur involviert gewesen zu sein scheinen.

Die hinter den lokalen Befunden zentral auf Reichsebene praktizierten Verteilerstrukturen zu entwirren, die dort in Berlin agierenden Drahtzieher und Nutznießer zu benennen, Ausmaß und Umfang organisierter Raub- und Tauschprofite zu thematisieren und die zu vermutenden partei-, staats- und bibliotheksspezifischen Verflechtungen, Konkurrenzen und Abhängigkeiten aufzuklären, all dies ist von Teilnehmern 2005 auf dem 2. Hannoverschen Raubgutsymposium nach einem dort von Barbara Schneider-Kempf vorgetragenen ersten Zwischenbericht der Staatsbibliothek zu Berlin als dringendes Forschungsdesiderat mit auf den Heimweg gegeben worden.

Die Staatsbibliothek hat reagiert. Mit finanzieller Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung und in Kooperation mit dem (seit April 2007 in dieser Form nicht mehr existierenden) Göttinger Max Planck Institut für Geschichte (MPIG) ist ein ursprünglich auf 18 Monate angelegtes, zwischenzeitlich verlängertes Forschungsprojekt »Beschlagnahmte Bücher – Reichstauschstelle und Preussische Staatsbibliothek. Aspekte der Literaturversorgung unter der Herrschaft des Nationalsozialismus« auf den Weg gebracht worden. Der hier vorgestellte Sammelband enthält als *erste Zwischenbilanz* (S. 7) die im Mai 2007 in Berlin auf einer gleichnamigen Konferenz präsentierten Ergebnisse.

Im Mittelpunkt dieser Bilanz stehen zwei unabhängig voneinander und in unabhängiger Forschungsfreiheit entstandene Beiträge: Die arbeitsintensive, im Zuge seiner Magisterarbeit zur Erwerbspolitik der PSB zwischen 1934 und 1945 vorgenommene Auswertung der Akzessionsjournale der Staatsbibliothek durch Karsten Sydow und, im Zuge des besagten Forschungsprojektes, die systematische Untersuchung der organisatorischen, funktionalen und personellen Verflechtungen von PSB und RTS durch Cornelia Briel (MPIG).

Sydows quantitativer, an etlichen Einzelbeispielen illustrierter Befund lautet:

Nach Durchsicht von 375.000 Einträgen in den (lückenhaft überlieferten) Journalen erweisen sich 49.500 Einträge als »auffällig« (S. 86), erweisen sich davon 20.000 als *verdächtig* und davon 10.000 als *eindeutig unrechtmäßig* (S. 105). Für den Leser solcher Zahlen wird eines evident: Mit der von der PSB beanspruchten Führungsrolle als *Deutsche Reichsbibliothek* (S. 53) ist nicht nur ihr auch in Bänden messbares Machtpotential, sondern sukzessive auch der Grad ihrer Verstrickung in die barbarische Kulturpolitik des NS-Staates gewachsen.

Von Cornelia Briel erfahren wir, dass Generaldirektor Hugo Andres Krüß, dessen Biographie und internationaler Horizont wahrlich keine politischen Affinitäten zum Nationalsozialismus aufweisen, sich gleichwohl aktiv um die Übernahme beschlagnahmter Bibliotheken, z. B. der SPD und des Instituts für Sozialforschung, bemüht, dass die PSB seit 1934 als vorrangige Adressatin für die Ablieferung in Preußen beschlagnahmter Literatur von Volks- und Staatsfeinden fungiert und diese Funktion engagiert zu einer zentralen *Verteilungsstelle für beschlagnahmte Literatur* (S. 62) ausbaut. Über dreißig Universitäts-, Stadt- und Landesbibliotheken stehen reichsweit als Dublettenempfänger auf ihrer Tauschliste (und verwahren meist unerkannt bis heute das einst von der PSB verteilte Raubgut).

Im Unterschied zur PSB ist die sich zwischen 1934 und 1941 organisatorisch und personell immer enger mit der PSB verflechtende Reichstauschstelle (ein, wie Cornelia Briel sorgfältig ausführt, komplexer, von finanz- und ressortpolitischen Überlegungen überlagerter Prozess) offenbar bis Kriegsbeginn kaum in Erwerb und Verteilung von Raubgut involviert. Das ändert sich erst, als nicht mehr der Tausch von Amtsdrukschriften, sondern mit neuer, eigener Abteilung und (zum ersten Mal in der Geschichte) eigenem Erwerbungsset (5 Mio. RM) *Wiederaufbau* (S. 58) zum eigentlichen Kerngeschäft der RTS avanciert. Wiederaufbau der von Bombenangriffen zerstörten Bibliotheken, und zwar durch Raub- und Beutezüge. Dies alles unter der Fach- und Dienstaufsicht von Hugo Andres Krüß.

Das zentrale Thema Preussische Staatsbibliothek nebst Appendix RTS wird flankiert von sieben weiteren Bei-



trägen. Für den Praktiker beschreibt Heike Pudler den Geschäftsgang zur Identifizierung und Erschließung raubgutverdächtiger Materialien. Für den Theoretiker erläutert Olaf Hamann die Begriffe Raubgut und Beutegut. Jan-Pieter Barbian umschreibt mit dem Begriff *Bibliotheksbürokratie* die vom Reichserziehungsministerium (REM) entwickelten Maßnahmen, die stets mit Misstrauen beäugten Bibliothekare (S. 31) NS-konform auszurichten. Martin Friedenberger, Finanzbeamter im BFM, zeigt, dass die Finanz- (wie eben auch die Bibliotheksverwaltung) keineswegs als reine (weder sauber noch formal »reine«) Fachverwaltung agiert, sondern *die entscheidende Rolle* (S. 35) bei der Destruktion jüdischen Lebens spielt. Fallstudien von Christina Köstner (zur ÖNB Wien), Bernd Reifenberg (zur UB Marburg) und Hans-Joachim Lang (zur UB Tübingen) belegen die Infiltration des sich in allen Winkeln bibliothekarischer Geschäftsgänge festsetzenden Unrechts.

Allgemeines Fazit dieses nur scheinbar einer sehr speziellen Thematik gewidmeten Buches: Wissenschaftliche Bibliotheken waren *kein unrechtsfreier Raum* (S. 135). Sowohl Krüß in Berlin als auch Georg Leyh in Tübingen, der andere große, für seine notorische NS-Abstinenz bekannte Bibliothekar, haben auf der Klaviatur des *bürokratischen Totalitarismus in seiner alltäglichen Erscheinungsform* (S. 3), dem Bücherraub, mitgespielt, freiwillig, aktiv und immer unter dem Aspekt der *Bereicherung* (S. 141).

Jürgen Babendreier

PANKRATZ, MANFRED: Zeitungen in Sachsen-Anhalt: ein Nachweis / Manfred Pankratz; Hans Bursian. – Halle (Saale): Univ. und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, 2008. – XI, 258 S.: Ill.; 21 cm (Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt; 91) Literaturverz. S. 253–257 ISBN 978-3-86829-050-9 kart.: EUR 24.80

Nachdem die bayerischen Zeitungen vollständig in der Zeitschriftendatenbank nachgewiesen sind, unternimmt es das angezeigte Werk, die in einem weiteren Bundesland erschienenen Zeitungen vollständig zu verzeichnen, und zwar in gedruckter Form. Der Nachweis von Pankratz und Bursian für das Land Sachsen-

Anhalt verzeichnet alle in den Grenzen des heutigen Bundeslandes seit dem frühen 17. Jahrhundert erschienenen Zeitungen, auch solche, von denen sich kein Exemplar erhalten hat und lediglich Belege in anderen Quellen zeugen. Pankratz beziffert den Anteil dieser indirekten Nachweise auf rund ein Viertel der insgesamt 834 Titel, die das Verzeichnis aufführt.

Die Gliederung des Werkes ist einleuchtend. Auf ein Vorwort, das u. a. eine Definition des verwendeten Zeitungsbegriffs enthält, Hinweisen zur Handhabung und Listen der Abkürzungen und Sigel folgt als Hauptteil der alphabetisch nach den heutigen Gemeinden geordnete Zeitungsnachweis. Innerhalb der Orte wird alphabetisch nach Titeln geordnet. Die Eintragungen umfassen die Zeitungstitel, ggf. mit Titel-Abweichungen zu bestimmten Zeiten nebst Erläuterungen dazu, Besitznachweise (Sigel) mit Bestandsangaben und ggf. Lokalausgaben oder Beilagen, ebenfalls mit Besitz- und Bestandsangaben. Auf eventuelle Verfilmungen wird hingewiesen. Unbefriedigend sind die häufigen Angaben »(xx–yy nachgewiesen)« anstelle von Bestandsnachweisen. Denn man wüsste gern, um welche Art Nachweise es sich handelt. Aber das würde den Rahmen des Verzeichnisses völlig sprengen, und deshalb wird zu Recht darauf verzichtet. An das Hauptverzeichnis schließen einige Abbildungen von Titelseiten an. Dann folgen ein alphabetisches Titelregister, ein Register der Zeitungsbeilagen und zwei Ortsregister, davon eines – redundant im Verhältnis zum umfassenden Sigelverzeichnis zu Anfang des Werkes – mit Sigeln von Institutionen mit Zeitungsbesitz. Den Schluss bilden Literaturverzeichnis und Angabe der Archivalien. Die Eintragungen sind übersichtlich gestaltet, und zwar nach dem Muster des von Pankratz bearbeiteten Bestandsverzeichnisses des Mikrofilmarchivs der deutschsprachigen Presse.

Die Zeitungslandschaft dieses mitteleuropäischen Territoriums dürfte nach Reichhaltigkeit und Vielfalt der anderer deutscher Länder ähneln. Gewiss ist bekannt, dass es – gemessen an den heutigen Verhältnissen – bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr viele gleichzeitig erscheinende verschiedene Zeitungen gab, teilweise auch längerlebige. Dennoch überrascht an einer Auflistung wie der vorliegenden, wie viele kleine

Orte ein eigenes Blatt aufzuweisen hatten.

Bei den Bestandsaufführungen fallen die Lücken für die Zeit des Nationalsozialismus ins Auge. Sie sind Folge der Säuberungsaktion, die der Befehl Nr. 4 des Alliierten Kontrollrats vom 13. Mai 1946 auslöste. Namentlich an der reich mit Zeitungsbeständen ausgestatteten Universitäts- und Landesbibliothek Halle wurde die Aktion anscheinend rigoros ausgeführt. Dass es viele bisherige Nationalsozialisten gegeben hätte, die aus der retrospektiven Lektüre von Zeitungen der Jahre 1933–1945 ihren Ungeist erneuert hätten, oder bisher noch nicht dem Nationalsozialismus verfallene Deutsche, die durch eine solche Lektüre nachträglich zu Nationalsozialisten geworden wären, ist schwer vorstellbar. Sehr gut vorstellbar dagegen ist die klammheimliche Erleichterung, mit der manche Schreiberlinge der vergangenen Zeit das Vernichtungswerk zur Kenntnis genommen haben werden.

Günther Wiegand

STOCK, WOLFGANG G.: Wissensrepräsentation: Informationen auswerten und bereitstellen / von Wolfgang G. Stock und Mechtild Stock. – München: Oldenbourg, 2008. – XVIII, 441 S.: graph. Darst.; 24 cm (Einführung in die Informationswissenschaft; Bd. 2) ISBN 978-3-486-58439-4 Pp.: EUR 36.80 ISBN 3-486-58439-1 Pp.: EUR 36.80

Mit der vorliegenden Publikation haben Mechtild und Wolfgang G. Stock den nicht eben gut bestückten Bestand an deutschsprachiger Einführungsliteratur in die Informationswissenschaft um ein Lehrbuch zur Wissensrepräsentation bereichert. Sie knüpfen damit an das von Wolfgang G. Stock im Vorjahr publizierte Lehrbuch zum Information Retrieval an. Das hier in Frage stehende Buch will ebenfalls Lehrbuch sein. Es richtet sich vorrangig an Studierende informationswissenschaftlicher und verwandter Studiengänge, zugleich aber auch an Informationspraktiker und soll in erster Linie Grundlagen vermitteln. Wolfgang G. Stock ist Lehrstuhlinhaber und Leiter der Abteilung für Informationswissenschaft der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Mechtild Stock ist wissenschaftliche Publizistin.



Zum Inhalt

Das Buch ist in sieben Teile und 22 Kapitel untergliedert. Der einführende erste Teil beginnt mit einem Kapitel zur Geschichte der Wissensrepräsentation. Es schlägt eine Brücke vom Bibliothekskatalog über Abstract, Thesaurus und Facettenklassifikation bis hin zur Folksonomy. Im zweiten Kapitel werden Fachbegriffe geklärt, die grundlegend für das Verständnis der weiteren Ausführungen sind, so z. B. Wissensordnung, Wissensorganisation und Wissensrepräsentation. Das dritte und vierte Kapitel widmen sich Begriffen und den Beziehungen, die sie untereinander eingehen. Mit gut 150 Seiten ist dieser erste Teil sehr ausführlich geraten und macht allein fast ein Drittel des Buches aus. Er wird mit einem Exkurs zu den philosophischen Grundlagen der Wissensrepräsentation beschlossen. Im zweiten Teil werden Metadaten erläutert, sowohl bibliographische als auch faktographische. Unter den letzten verstehen die Autoren Metadaten, die sich auf nicht-digitalisierbare Ressourcen beziehen (z. B. Museumsobjekte). User-generated Metadata, wie sie in Folksonomies produziert werden, bilden den Gegenstand des knappen dritten Teils und zeugen von der Aktualität der Publikation. Neben der Einführung stellt der vierte Teil den zweiten Schwerpunkt des Buches dar. Er beleuchtet verschiedene typologische Ausprägungen kontrollierter Vokabulare (hier: Wissensordnungen) von der Schlagwortliste (hier: Nomenklatur) über die Klassifikation und den Thesaurus bis hin zur Ontologie. Abgerundet wird dieser Teil durch Ausführungen zu der Frage, wie man inhaltliche Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen kontrollierten Vokabularen abbilden kann. Im fünften Teil werden sog. textsprachliche Methoden der Wissensorganisation behandelt. Darunter subsumieren die Autoren die von Henrichs konzipierte und auf die Erschließung philosophischer Literatur ausgerichtete Textwortmethode sowie die Zitationsindexierung. Die beiden letzten Teile widmen sich mit dem Indexieren und dem Abstracting den beiden klassischen Methoden der Inhaltserschließung. Dabei kommen sowohl intellektuelle Ansätze als auch maschinelle Verfahren zur Sprache.

Terminologische Unschärfen

Kritisch ist zunächst anzumerken, dass der Umgang mit Terminologie im Buch

teilweise an Klarheit und Eindeutigkeit vermissen lässt. So ist z. B. zu fragen, ob die Publikation nicht besser mit Wissensorganisation als mit Wissensrepräsentation betitelt worden wäre. Denn auf S. 38 heißt es zur Abgrenzung der Wissensrepräsentation von der Wissensorganisation: »Wenn wir auf die Aspekte des Schlussfolgerns und der Informationsverdichtung verzichten, sprechen wir von Wissensorganisation.« Konstituierende Merkmale der Wissensrepräsentation sind demnach das (automatische) Schlussfolgern, das den Autoren zufolge lediglich Ontologien zu leisten vermögen (S. 39) und die Methode des Abstracting, die, wiederum nach der Definition der Autoren, allein Informationsverdichtung produziert (S. 414). Die Abhandlung dieser Gegenstände macht aber nur drei von 22 Kapiteln aus. Auch werden terminologische Festlegungen nicht immer konsequent durchgehalten. So sprechen die Autoren einmal von Wissensordnungen und einmal von Begriffsordnungen, vereinzelt zudem von kontrolliertem Vokabular. Dazu geraten Definitionen bisweilen recht ungenau. So heißt es beispielsweise über das intellektuelle Indexieren, dass es als »praktische(r) Einsatz einer Methode der Wissensrepräsentation (...) auf den Inhalt eines Dokuments« zu verstehen sei (S. 343). Aber was sind denn nun die Merkmale dieser Methode? Kann man nach dieser sehr weiten Definition darunter auch das Abstracting fassen (dem jedoch separate Kapitel gewidmet sind)? Auch verwirrt es den Leser, wenn der Begriff des Surrogats im Kapitel 5 fallweise mit Dokumentationseinheit (S. 95), mit dokumentarischer Bezugseinheit (S. 101) und mit Indexat (S. 96) gleichgesetzt und im Glossar schließlich wieder als Dokumentationseinheit bezeichnet wird. Irritierend ist zudem die Gleichsetzung von Benennung und Wort (S. 52), gilt doch eine Benennung gemeinhin als sprachliche Repräsentation eines Begriffs, die auch aus mehreren Wörtern bestehen kann.

Wissensordnungen

Da die Beschäftigung mit Wissensordnungen einen Schwerpunkt der Publikation darstellt, verdient sie hier eine genauere Betrachtung. Positiv hervorzuheben sind die zahlreichen Beispiele aus der Praxis, mit denen die Autoren ihre Ausführungen in Wort und Bild illustrieren. Bisweilen stiftet die Beispielgebung aller-

dings auch Verwirrung. So wird als Paradebeispiel für eine Nomenklatur, die nach Definition der Verfasser über keine hierarchischen Beziehungen verfügen soll, die Schlagwortnormdatei (SWD) angeführt. Diese nun weist aber sehr wohl Hierarchien auf – wenngleich nicht so systematisch, wie man sich das von ihr wünschen würde. Das Kapitel über Klassifikationen gibt einen guten Überblick über deren Charakteristika und führt zahlreiche Beispiele an. Bei der Dewey-Dezimalklassifikation (DDC) vermisst man allerdings Ausführungen zu ihrem sich wandelnden Stellenwert im deutschen Sprachraum und den Hinweis auf ihre zwischenzeitliche Übersetzung ins Deutsche.

Im Thesauruskapitel hätte man sich analog zum Klassifikationskapitel noch mehr konkrete Beispiele als lediglich die Medical Subject Headings (MeSH) und den Thesaurus europäischer Bildungssysteme (TESE) gewünscht. Auch kommt hier das sehr wichtige Thema der Begriffszersetzung etwas kurz. Die Frage etwa, was man jeweils unter morphologischer und semantischer Zerlegung zu verstehen hat, bleibt offen. Das Kapitel über Ontologien beginnt sehr anschaulich, wird dann aber immer abstrakter. Man liest dieses Kapitel mit Faszination, muss gleichwohl aber viel Verständnisarbeit leisten, um hier noch folgen zu können. Sehr aufschlussreich ist das Kapitel über die verschiedenen Möglichkeiten, Zusammenhänge zwischen Wissensordnungen herzustellen.

Als Lehrbuch eine Herausforderung

Der Aufbau des Buches ist schlüssig. Die einzelnen Kapitel sind gut zu bewältigen und werden durch Zusammenfassungen und Literaturangaben am Kapitelende abgerundet. Die zahlreichen Beispiele verleihen den Ausführungen die nötige Anschaulichkeit. Gleichwohl ist die Eignung der vorliegenden Publikation als Lehrbuch kritisch zu beurteilen. Das Problem liegt in einem gleichzeitigen »zu viel« und »zu wenig«: Zu viel und bisweilen sperrige Terminologie, zu viele Spezifizierungen, zu viele Details – zu wenige oder zu kurze Erläuterungen. Wäre nicht z. B. die Ausdifferenzierung der Abstraktionsrelation entbehrlich gewesen (S. 78) oder die Unterscheidung von logischen und faktischen Pleonasmen (S. 178)? Zumal der Leser dabei die

Frage, wofür diese Differenzierungen nun eigentlich wichtig sind, leicht aus den Augen verlieren kann. Oder nehmen wir die Differenzierung in homomorphe und paramorphe Informationsverdichtung: Inhaltlich ist ihre Erwähnung fraglos gerechtfertigt – aber hätte man dem Leser die Terminologie nicht auch ersparen können? Und hätte man anstelle von Konstrukten wie »nicht-thematische Informationsfilter«, »gen-identische Objekte«, »semantische Crosswalks« nicht weniger komplizierte Benennungen finden können? Außerdem zeichnen sich die Autoren durch eine ausgeprägte Affinität zu mathematischen Formeln aus, von der bezweifelt werden darf, dass ihre Zielgruppe sie teilt. Wäre nicht z. B. die Erläuterung von Begriffsumfang und Begriffsinhalt auch ohne Formeln auskommen (S. 53f)? Zudem wird der Lese-
fluss in einigen Kapiteln (z. B. in Kapitel 21) durch übermäßig viele und lange Zitate behindert. Auch geraten nicht alle Beispiele so selbsterklärend, wie von den Autoren intendiert. All dies geht zu Lasten der Verständlichkeit in der Darstellung, wofür exemplarisch ein Zitat aus einer Kapitelzusammenfassung angeführt werden soll: »Da Notationen (und damit Begriffe) nur dann synthetisiert werden, wenn ein Dokument erstmals den Gegenstand bespricht, ist für die facettierten Klassifikationssysteme die Paradigmatisierung des Syntagmatischen kennzeichnend« (S. 287). Ansonsten sind die Zusammenfassungen an den Kapitelenden aber meistens hilfreich, prägnant und verständlich. Eine didaktische Abrundung durch Wiederholungsfragen, Übungsaufgaben und Good Practice-Beispiele wäre im Sinne eines Lehrbuchs wünschenswert gewesen. Das ist aber selbstredend nicht zuletzt eine Frage von Platzressourcen. Alles in allem büdet das Buch dem Leser recht viel Verständnisarbeit auf und dürfte insbesondere für den Autodidakten eine große Herausforderung darstellen.

Zu den Formalia

Die 22 Kapitel weisen keine hierarchische Untergliederung auf, sondern lediglich Zwischenüberschriften. Diese sind im Inhaltsverzeichnis horizontal angeordnet. Das spart zwar Platz, erschwert aber den Überblick. Auch wäre ein gemeinsames Literaturverzeichnis ergänzend zu dem am jeweiligen Kapitelende aufgelisteten

reichhaltigen Literatur wünschenswert gewesen. Das Sachregister fällt zumal für ein Buch zur Wissensorganisation und -repräsentation recht summarisch aus. Einigen Einträgen (z. B. »Begriff«) hätte eine Spezifizierung durch Untereinträge gut getan. Die invertierte Ansetzung von Registerinträgen (z. B. »Netz, semantisches« oder »Bezugseinheit, dokumentarische«) ist gewöhnungsbedürftig und auch nicht konsequent durchgehalten. So lautet etwa ein Eintrag »Pflege von Klassifikationen« und nicht: »Klassifikationen, Pflege von«. Positiv hervorzuheben ist der Umstand, dass das Buch über ein ergänzendes Personenregister verfügt. Begrüßenswert ist auch das Glossar am Ende des Buches, das allerdings interne Verweisungen vermissen lässt und nicht immer widerspruchsfrei zu dem Begriffsverständnis im Buch selbst gerät (siehe oben).

Alles in allem gelingt es den Autoren aber, ein facettenreiches, umfassendes und detailliertes Bild der Wissensorganisation und -repräsentation zu zeichnen, das durch eine Fülle von Literatur fundiert und zugleich praxisorientiert ist. Die behandelten Inhalte gehen über Grundlagen erheblich hinaus. Dies ist einerseits eine Schwäche des Buchs, zugleich aber auch seine Stärke. Als Novize mag man mit ihm zu kämpfen haben, als Experte wird man viele wertvolle Anregungen finden und noch die eine oder andere Wissenslücke schließen können. Entlastendes bieten die Autoren zudem all denjenigen, die von der Wichtigkeit der von einigen bereits als Anachronismus abbeschriebenen Hierarchierelation überzeugt sind, geben sie dieser doch den ihr gebührenden Raum.

Jutta Bertram

STOCKER, GÜNTHER: Vom Bücherlesen: zur Darstellung des Lesens in der deutschsprachigen Literatur seit 1945 / Günther Stocker. – Heidelberg: Winter, 2007. – 401 S.: Ill.; 22 cm (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte; Bd. 249)

**Zugl.: Wien, Univ., Habil.-Schr., 2007
ISBN 978-3-8253-5386-5 Pp.: EUR 37,00
ISBN 3-8253-5386-9 Pp.: EUR 37,00**

Mit seiner an der Universität Wien im Jahr 2007 angenommenen Habilitationsschrift verbindet der Germanist Günther

Stocker ein ambitioniertes Programm, nämlich »den Abstand zwischen der literaturwissenschaftlichen Tätigkeit und der ›Welt da draußen‹ zu verringern, sich mit den Methoden und dem Erkenntnispotential der Literaturwissenschaft einem gesellschaftlich relevanten Zusammenhang zu nähern, nämlich der prekären Situation der Kulturtechnik Lesen in der Gegenwart« (S. 13).

Ob sich damit »literaturwissenschaftliche Methoden mit Fragestellungen von gesellschaftlicher Relevanz [...] verbinden« (S. 12) lassen, wagt der Rezensent zu bezweifeln, hier sind sicherlich eher die empirische Leseforschung zur Ermittlung der Grundlagen und sodann pädagogische und sozialwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden von Bedeutung, die das Lesen in seiner gesellschaftlichen Bedeutung eher erfassen können als die Literaturwissenschaft. Dies zeigt auch sein kursorischer Forschungsüberblick, in dem überwiegend Ergebnisse der empirischen Leseforschung zitiert werden, um die Entwicklung des Lesens bis ins 20. Jahrhundert hinein nachzuzeichnen. In expliziter Auseinandersetzung mit Jochen Hörischs Buch *Ende der Vorstellung* sowie weiteren Tendenzen der literatur- und kulturwissenschaftlichen Leseforschung sieht er seine Aufgabe aber zunächst weniger in der Aufstellung einer Theorie, sondern vielmehr in der »Reflexion der Grundlagen der literarischen Kommunikation im Allgemeinen und des Lesens im Besonderen durch die Literatur« (S. 23).

Diese »Reflexion« führt zu einer für eine Habilitationsschrift eher ungewöhnlichen Theorieferne, die die Auswahl seiner Texte zufällig erscheinen lässt, obwohl er auf vier Druckseiten den Auswahlprozess der zu interpretierenden Texte beschreibt. Stockers Ziel ist es, »nach dem Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus und angesichts der zunehmenden Bedeutung technischer Medien die Möglichkeiten und Grenzen des Bücherlesens« (S. 35) wie sie in der deutschsprachigen Literatur seit 1945 thematisiert werden, darzustellen. Die Arbeit besteht aus fünf solide gearbeiteten und in ihren Schlussfolgerungen stimmigen »Exemplarischen Studien«, die die Lesekonzeptionen von Alfred Andersch (*Sansibar oder der letzte Grund*), Arno Schmidt (das Frühwerk), Botho Strauß (eine Auswahl aus dem Prosawerk), Corinna So-



ria (*Leben zwischen den Seiten*) und Peter Handke (vor allem *Kurzer Brief zum langen Abschied* und *Der Bildverlust* sowie der poetologische Text *Die Lehre der Sainte-Victoire*) beleuchten. In diesen »fünf exemplarische[n] Studien« (S. 14) stellt Stocker die Reflexionen der Autorin und der Autoren über das Lesen in einen engen Zusammenhang mit der historischen und sozialen Wirklichkeit, in der die jeweiligen Verfasser leben und versucht so, der gesellschaftlichen Relevanz des Lesens auf die Spur zu kommen. Diese Überlegungen zur Funktion des Lesens werden ergänzt von Beobachtungen zum Konkurrenzverhältnis von Buch und neuen Medien, die den Leseakt als eine kritische Form der produktiven Weltaneignung und -durchdringung gegenüber der eher affirmativen Konsumhaltung bei der Rezeption der neuen Medien behaupten.

In den von Stocker ausgewählten Beispielen tritt das Lesen deshalb überwiegend als eine von der Welt und der Gesellschaft abgewandte bzw. abgegrenzte Beschäftigung in Erscheinung, deren Ursachen freilich als gesellschaftlich bedingt gesehen werden. Das zeigt sich etwa in der Form der »rückwärtsgewandte[n] Utopie« (S. 126) in Alfred Anderschs nach dem Krieg geschriebenen Roman, wo die Möglichkeit eines besseren Deutschlands in der im Herbst 1937 begangenen Tat des desillusionierten kommunistischen Funktionärs Gregor, des Fischers Knudsen und seines Bootsjungens sowie des Pfarrers Helander, die gemeinsam die Jüdin Judith und die Plastik des lesenden Klosterschülers retten, aufscheint. Bei Arno Schmidt erkennt man die »Abgrenzung der Leserinnen und Leser von der Gesellschaft« (S. 203) als Reaktion auf die restaurativen Tendenzen der Adenauerzeit. Botho Strauß hingegen sieht das Lesen als einen »rettende[n] Gegenpol zu den bedrohlichen oder niveaulosen elektronischen Medien« (S. 227) an, an denen er vor allem ihre Flachheit und Geschichtsvergessenheit beklagt, während in Corinna Sorias mit dem Rauriser Literaturpreis bedachten wohl autobiographisch grundierten Erzählung »das Lesen und die damit verbundenen tagtraumartigen Phantasien [...] als Schutzmechanismen« (S. 256) vor einer nicht mehr zu bewältigenden Wirklichkeit dienen. Bei Peter Handke hingegen ist das Lesen – wie im Übrigen auch das Schreiben – eine »explizite Hinwendung« (S. 301) zur Welt,

weil es eine »Erweiterung der Wahrnehmung« (S. 330) durch eine mimetische Rezeption der Wirklichkeit ermöglicht: »Aus dem Erlebnis eines neuen Sehens, einer neuen, literarisch vermittelten Empfindungswelt erwächst ein allgemeiner Anspruch an die Literatur und an das eigene Schreiben« (S. 330).

Die Erklärung der gesellschaftlichen Relevanz des Lesens und ihrer Spiegelung in der Literatur auf einer theoretischen Basis unterbleibt bei Stocker jedoch völlig, obwohl er aus der Interpretation der ausgewählten Texte vieles Gegenwarts-kritische und -diagnostische zieht. Der Grund hierfür könnte nach Ansicht des Rezensenten darin liegen, dass das Lesen überwiegend eine einsame, weltabgewandte Tätigkeit ist. Auch verzichtet er auf Berücksichtigung des affirmativen und gesellschaftsstabilisierenden Lesens, für das sich wahrscheinlich auch nur schwer über kursorische Beobachtungen und abfällige Wertungen hinausgehende Belege in der Literatur selbst finden lassen, obwohl die Fahrt in einer überfüllten Stadtbahn oder einem überfüllten Vorortzug zu den Pendlerstoßzeiten eine durchaus gegenteilige Wahrnehmung nahe legt. Hier werden nämlich nicht nur bunte Blätter gelesen, sondern hier werden eben auch Musik, Computerspiele über die allgegenwärtigen Handys und Belletristik unterschiedslos »konsumiert«. Diesen Mangel affirmativer Lesepraktiken in der Nachkriegsliteratur zu erklären, wäre sicher nicht ohne Reiz. Gleichfalls fehlt ein Blick in die Kinder- und Jugendliteratur seit 1945, in der dem Lesen häufig ein hoher erzieherischer Wert eingeräumt wird, weil durch die Lektüre der handelnden Personen bestimmte Verhaltensweisen legitimiert bzw. sanktioniert werden.

Markus Malo

**WEB-2.0-DIENSTE ALS ERGÄNZUNG ZU ALGORITHMISCHEN SUCHMASCHINEN / Dirk Lewandowski & Christian Maaß (Hrsg.). – Berlin: Logos-Verl., 2008. – IX, 189 S.: Ill., graph. Darst.; 25 cm
Literaturangaben
ISBN 978-3-8325-1907-0 kart.: EUR 39,00 (DE), EUR 40,10 (AT), sfr 69,40 (freier Pr.)**

Enttäuschend

Es kommt nicht so häufig vor, dass die

Zusage für eine Rezension bereits nach den ersten zwanzig gelesenen Seiten des Buchs ernsthaft bereut wird. Dabei sprach zunächst alles für eine lohnende Lektüre: das Thema »Web-2.0-Dienste als Ergänzung zu algorithmischen Suchmaschinen« klingt nach aktueller Web-Entwicklung, Dirk Lewandowski als einer der beiden Herausgeber ist einschlägig bekannt als Experte für Suchmaschinentechnologie und der Band ist gleichzeitig Bericht eines Teilprojekts des ambitionierten Forschungsprogramms »Theseus«. Doch hier beginnt es schon: Obwohl auf der Rückseite des Titelblatts unter dem Logo des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie darauf hingewiesen wird, dass dieses Buch im Rahmen von Theseus, genauer im Teilprojekt »Alexandria« entstanden ist, wird dieser Bezug im Buch mit keinem Wort erwähnt. Über die Ziele und Inhalte von Alexandria bzw. Theseus verrät das Buch rein gar nichts. Das nicht unumstrittene Theseus (<http://theseus-programm.de/index.html>) – wer mehr wissen möchte, suche z. B. auf heise.de nach »theseus« und verfolge die dortige Diskussion – ist die deutsche Antwort auf den anfänglich groß angelegten europäischen Angriff auf Google, der unter dem Namen Quaero (www.quaero.org) eine alternative Suchmaschine entwickeln sollte (inzwischen ist daraus ein mit bescheideneren Zielen ausgestattetes, auf fünf Jahre angelegtes internationales Forschungsprogramm geworden). Aus der zunächst deutsch-französischen Gemeinschaftsentwicklung hat Deutschland sich zurückgezogen und mit dem eigenen Programm Theseus den Schwerpunkt auf Basistechnologien für das semantische Web gelegt – auf der Theseus-Website ist dabei überraschend oft vom »Web-3.0« die Rede, als sei Web-2.0 lediglich etwas zu Überwindendes.

Das Buch ist also »irgendwie« auch Forschungsergebnis von Theseus, es ist aber auch der Abschlussbericht eines Fachprojektes »Einbindung von Frage-Antwort-Diensten in die Web-Suche« (S. VII) am Department Information der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg. Es darf also unterstellt werden, dass es sich bei den Beiträgen auch oder hauptsächlich um studentische Arbeiten handelt. Sicher sagen lässt sich das nicht, denn die teils zahlreichen Verfasser der Beiträge werden nur



durch ihren Namen und ihre Mail-Adresse ausgewiesen. Da das Hamburger Fachprojekt in Kooperation mit Lycos Europe und T-Online durchgeführt wurde, lässt sich immerhin auf Grund der Firmennamen in der Mail-Adresse eine mögliche Zugehörigkeit zu einer der beiden Firmen schließen.

Die Einleitung über »Suchmaschinen: Status quo und Entwicklungstendenzen« stammt von Christian Maaß, dem zweiten Herausgeber des Bandes und Andre Skusa von Lycos Europe und beide liefern dort gerade »keinen« Status-quo-Bericht über Suchmaschinen ab. Stattdessen behaupten sie, Suchmaschinen »sortieren die Inhalte des Internet« (S. 1), erzählen zum hunderttausendsten Mal die Geschichte von der Entwicklung des WWW am CERN und vergleichen kurz Marktanteile und Umsatzzahlen verschiedener Suchmaschinen. Als Entwicklungstendenzen, von ihnen »Alternative Suchdienste« genannt, stellen sie Soziale Bookmarkdienste, Frage-Antwort-Dienste, Semantische Suchdienste und sog. Konvergente Suchdienste kurz vor und behaupten, es handele sich um einen Marktüberblick (S. 5). Als symptomatisch für den möglichen wissenschaftlichen Erkenntnisnutzen, den man aus diesem Beitrag ziehen kann, darf dann ruhig eine Aussage wie die folgende betrachtet werden: »Dennoch ist Social Bookmarking eine interessante Variante, tiefer ins Web einzutauchen« (S. 10).

Abgesehen von der inhaltlichen Dürftigkeit ist der Beitrag in einem Zustand, der weit unterhalb der Druckreife liegt: falsche Satzzeichen tauchen mehrfach mitten in Sätzen auf, weshalb dann nach einem Punkt auch mitten im Satz groß weitergeschrieben wird (die Autokorrektur von Word kann da schon tückisch sein, zumindest wenn man nicht Korrektur liest), aus Cut-and-paste-Prozessen übrig gebliebene Wörter stehen unmotiviert in Sätzen und Silbentrennung ist vermutlich ein Relikt aus dem Web-1.0-Zeitalter.

___ Lycos iQ

Ab dem zweiten Beitrag von Anneliese Bergen und Tina Krause steht dann auch endlich fest, was die eigentliche Zielsetzung des Forschungsprojektes war: die Untersuchung des Frage-Antwort-Dienstes Lycos iQ (<http://iq.lycos.de>). Das ist ja nicht eigentlich etwas

Schlimmes, sagen können hätte man es dem Leser aber schon ein wenig eher, z. B. im Titel oder im Vorwort. In dem Zusammenhang ist ja auch nicht ganz uninteressant, dass genau jener, für unseren Band besonders wichtige Partner, Lycos Europe, inzwischen geschäftlich die Segel gestrichen hat ([www.golem.de/showhigh2.php?file=/0811/63780.html&wort\[\]=lycos](http://www.golem.de/showhigh2.php?file=/0811/63780.html&wort[]=lycos)), womit auch die Zukunft des hier untersuchten Dienstes Lycos iQ mehr als fraglich sein dürfte.

Lycos iQ ist ein sog. Frage-Antwort-Dienst, stellt eine Plattform zur Verfügung, auf der Nutzer Fragen stellen und Nutzer diese beantworten; in den so angehäuft Fragen und Antworten kann dann gesucht werden. Frage-Antwort-Dienste sind eine Erscheinungsform kollaborativer Systeme (gemeinschaftlich von Anwendern für Anwender erstellt), zu denen auch Produkte wie Wikipedia oder der Social Bookmarking-Dienst del.icio.us gehören. Es geht dabei immer um die Nutzung des »verborgenen« Wissens der großen Zahl der Web-Nutzer, von Andrew Keen polemisch als »the cult of the amateur« beschrieben (dt. Ausgabe: Die Stunde der Stümper. Wie wir im Internet unsere Kultur zerstören. München 2008).

Die im Band enthaltenen fünf Untersuchungen beschäftigen sich speziell mit der Fragestellung, welchen Nutzen eine Einbindung von Suchergebnissen auf Lycos iQ in Treffermengen von Suchmaschinen haben könnte. Google hat die Frage zwar längst beantwortet, denn natürlich gibt es dort Ergebnisse z. B. von Yahoo! Clever und gutefrage.net in den Treffermengen, dennoch trägt der Band weiter Studien zusammen, die das nun auch noch für Lycos iQ untersuchen. Daher gibt es Ergebnisse einer Untersuchung im Usability-Labor (S. 13–54, eine Kapitelnummerierung fehlt), einen Retrievaltest (S. 55–81), eine Qualitätsuntersuchung der Antworten bei Lycos iQ (S. 83–128), eine Analyse der Fragensituation bei Lycos iQ (S. 129–162) und Vorschläge zur Verbesserung des Taggings (S. 163–189).

Das alles könnte ja durchaus eine Lektüre lohnen, wenn die Beiträge nicht so eklatante editorische Mängel hätten, sie über ihren teilweise sehr engen Untersuchungsgegenstand auch Aussagen machten, die von übergeordnetem, vielleicht sogar wissenschaftlichem Nutzen wären und wenn letztlich allgemeine

Qualitätsstandards eingehalten würden. Wie sonst ist es möglich, dass in einer als Retrievaltest angelegten Untersuchung (»Vergleich der Relevanz von Treffern bei algorithmischen Suchmaschinen, Social Bookmarking-Seiten und Frage-Antwort-Diensten«, S. 55–81) Folgendes behauptet werden kann: »In der Regel wird die Relevanz von Treffern mit dem klassischen Retrievalmaß Precision bewertet.« (S. 61) Bislang war (hoffentlich nicht nur) der Rezensent davon ausgegangen, dass es zur Ermittlung der Precision (wie auch des Recalls) eines Relevanzkriteriums bedarf, nicht umgekehrt. Für den Test selbst wurden dann »circa 50« (S. 62, wieviel das wohl sein mögen?) Suchanfragen verwendet, über die man angesichts eines Retrievaltests erstaunlich wenig erfährt. Berechnet wurden eine »starke«, »mittlere« und »schwache« Precision, dabei gilt: »»Schwache Precision« bezeichnet relevante, teilweise relevante und wenig relevante Treffer.« (S. 62) Das alles ist im besten Falle verwirrend, möglicherweise aber auch falsch; beurteilen lässt sich das kaum, weil die Untersuchungsbedingungen nicht eindeutig genug beschrieben werden und deshalb immer unklar bleibt, was eigentlich gemessen wurde. Immerhin zeigt dann auch dieser Test, dass Google wohl zu Recht Marktführer ist. Ob die Empfehlung der Autoren, »bei Lycos iQ ein besseres Ranking einzuführen« (S. 80), den betriebenen Aufwand rechtfertigt, scheint fraglich. Zumindest kann auch dieser Beitrag mit Leichtigkeit mit der Fehlerquote der Einleitung konkurrieren.

Bleibt zu hoffen, dass die Beteiligten am Forschungsprojekt von der Durchführung der einzelnen Untersuchungen deutlich mehr hatten als sich dies dem Leser der publizierten Beiträge vermittelt. Es bleibt ebenfalls zu hoffen, dass die erarbeiteten Ergebnisse für das Theusis-Programm von Nutzen sein können.

___ Auch online verfügbar

Gibt es über den Band auch etwas Positives zu berichten? Eindeutig ja: kaufen muss man ihn nicht, weil das komplette Buch in elektronischer Form kostenfrei im Netz liegt:

www.bui.haw-hamburg.de/fileadmin/user_upload/lewandowski/Web20-Buch/lewandowski-maass.pdf

Klaus Lepsky